

Auf der Suche nach Wind

Die britische Lyrikerin Alice Oswald flutet uns in „46 Minuten im Leben der Dämmerung“ mit Bildern von Tod und Verenden. Es ist bezaubernd und voll Energie.

Seit der Mensch im postmodernen Glashaus sitzt und sich beliebig Weltausschnitte auf seinen Touchscreenwänden zusammenwischen kann, wächst sein Verlangen, sich öfter mal einen Stein in die flache Bildschirmwelt werfen zu lassen, auf dass wieder echter, frischer Wind durch sein Wohnzimmer wehen möge. Auch Literatur folgt diesem Bedürfnis und die Steine, mit denen sie zur Zeit gerne wirft, sind autobiografisches Schreiben und nature writing, Versuche also, die Fiktionen, Geschichten, Bilder hinter sich zu lassen und auf die echte, materielle, alltägliche Welt zuzugreifen. Der gewünschte Effekt tritt aber nicht immer ein. In nicht wenigen zeitgenössischen Naturgedichten etwa, weht einen die Natur nicht an, sondern bleibt brav auf dem Bildschirm.

Mit einer ganz anderen Energie – oder: Energiea, wie man gleich sehen wird – treffen einen die nun erstmals in deutscher Übersetzung vorliegenden Gedichte Alice Oswalds. In ihren Gedichten tost, rauscht, dräut die Natur, sie ist brutal, dreckig und abstoßend, aber auch und selbst darin von anrührender Schönheit.

Der Band „46 Minuten im Leben der Dämmerung“ vereint die Gedichtbände „Memorial“ (2011) und „Fallen-Awake“ (2016) in einer insgesamt überzeugenden, sprachlich eindringlichen Übersetzung. „Memorial“ basiert auf der Ilias. In einem Wechselgesang werden die einfachen Toten, die ungefähr 200 Fußsoldaten, die im Konflikt der großen Namen ihr Leben lassen müssen, vorgestellt, oft mit Beschreibung der Todes und einer biografischen Notiz („Und PEDAIOS der Ungewollte/ Fehltritt der Mätresse seines Vaters/ Spürte im Nacken den heißen Stoß von Mege's Speer/ Unbezwingbaren metallenen Halsschmerz im Mund/ Mitten durch seine Zähne/ Im Sterben biss er auf die Speerspitze“).

Dann folgen als Vergleich eingeleitete, beschwörend wiederholte Naturbilder, oft Momente des Vergehens („Wie Blätter/ Manchmal entflammen sie ihr grünes Licht/ Von der Erde genährt/ Und manchmal löscht sie sie aus“) oder des Bedrohlichen („Wie wenn Gott mit Blitzen die Nacht wach hält/ Und der Himmel sich wach für einen riesigen Regensturm rüstet/ Oder für Hagel und Schnee wenn Blizzards die Felder durchstreifen“).

Dieser Wechselgesang geht in der deutschen Ausgabe über 70 Seiten, ist also ein rechtes Blutbad, ein nacktes Sterbegeschehen, das die Brutalität der Tode vor Augen führt, indem der Mensch und sein Sterben sichtbar wird, ohne die legitimierende Geschichte dazu zu erzählen. Ähnlich stellt Oswald in ihren Übertragungen der Naturgleichnisse Homers deren Ambivalenz voll aus, indem diese einerseits dem Sterben etwas Würdevolles, das Erhabene eines Naturgeschehens geben, so andererseits den Tod in der Schlacht auch fälschlich naturalisieren.

Bemerkenswert ist dabei die Unmittelbarkeit des Texts, das antike Material lässt einen wenig nach altphilologischen Interpretationskontexten verlangen, so intensiv und für sich sprechend sind die Bilder. Dies mag die „Energiea“ sein, um die es Oswald nach eigener Aussage geht. In der Vorbemerkung zu „Memorial“ erläutert sie, Homer sei in der Antike für seine „Energiea“ gelobt worden, die „grelle unerträgliche

Wirklichkeit“, wie wenn Götter unverkleidet auf der Erde wandeln. Eine sinnliche Präsenz aus Schmerz und Schönheit, des Aufscheinens und Vergehens könnte man vielleicht sagen, und eine solche strahlen die Texte wirklich aus.

Diese „Energieia“ bildet auch den Kern von Oswalds Natur, wie man an den Gedichten in „Fallen-Awake“ sieht. Einer „verwusste Schwänin“ blickt in einem davon fassungslos auf ihre kaputten Körperteile und fragt sich, wie diese vorher den „sehnsuchtsvollen takt meiner abendlichen flügelschläge“ ermöglichen konnten. An einem Morgen ertönen „Zwei Stimmen“ in einem anderen, einmal die des Hahns („gequälter besitzergreifender durchgedrehter bei jedem Krähen“), einmal die des Bodens („Was ist das wort für wortlos, wenn der boden/ zu einer explosion von grillen wird? Ein knirschen/ wie von zu schnellem sprechen“). Und im abschließenden Langgedicht des Bandes begegnet Tithonos, dem von Zeus auf Bitten der ihn liebenden Morgenröte Unsterblichkeit verliehen wurde, allerdings ohne das Altern auszusetzen, seiner Geliebten, ein 46 Minuten Morgendämmerung darstellender, beckettartig fragmentierter Monolog, in dem Tithonos seine Hinfälligkeit beklagt („wieder ich altes sabbermaul/ ewiger abend zum morgen neigend“) und die Natur erwachen hört („heuschreckgetuschel“), sieht und riecht („jetzt ginster wenn ich hinsehe/ eine art quellender gelbheit/ eine riechende irgendwieheit“).

Der Naturbezug ergibt sich also nicht nur aus Homers Gleichnissen, es ist genau diese bedrohend-berührende, von Vergänglichkeit durchzogene Energieia-Natur, um die Oswalds Gedichte kreisen. Ihre spezielle Wirkung ergibt sich aber nicht nur aus den Motiven, es ist auch die hohe Intensität ihrer Darstellung. Man ist immer im Moment in diesen Gedichten, immer in Wahrnehmungen, Stimmungen, die Dichterin lässt ihre Leser nicht aus, es gibt auch kaum Beschreibung, keine Diskurse, nur Bilder und Geschehen, denen man von jetzt zu jetzt folgt.

So pulst eine zugleich schreckende und schillernde Lebendigkeit durch Alice Oswalds Texte, obwohl und weil Tod und Vergehen in ihnen so präsent sind. Lässt man sich auf sie ein, sich von ihren durchaus artifiziellen Mitteln tragen, spürt man eine Natur, die nicht aus botanischem Wissen und Landschaftstableaus besteht, die sich schlecht eignet, unsere Kulturwohnzimmer zu begrünen. Diese Natur bleibt außerhalb des Glashauses, deshalb kann sie so frisch wehen.

Thomas Hashemi